



Vom Rinderkopf zum ABC

Das lateinische Alphabet ist der Endpunkt einer Schriftentwicklung, die vor 3500 Jahren auf dem Sinai begann. Unlängst ließen sich neue Prinzipien aufdecken, die den Gestaltwandel der Buchstaben von ihren bildhaften Ursprüngen zu den heutigen abstrakten Zeichen steuerten.

Von Herbert E. Brekle

Wie sähe unsere Welt wohl ohne Schrift aus? Es gäbe keine Zeitungen und Zeitschriften, keine Bücher und Schulhefte sowie – was zur Not verschmerzbar wäre – keine flimmernde Neonreklame. Erfahrungen könnten nicht aufgezeichnet und der Nachwelt allenfalls mündlich überliefert werden. Ohne Schrift sind Zivilisationen kaum vorstellbar.

Wir alle lesen und schreiben, das Alphabet ist für uns etwas Selbstverständliches. Dabei denkt kaum jemand darüber nach, woher die Buchstaben eigentlich kommen, die wir heute benut-

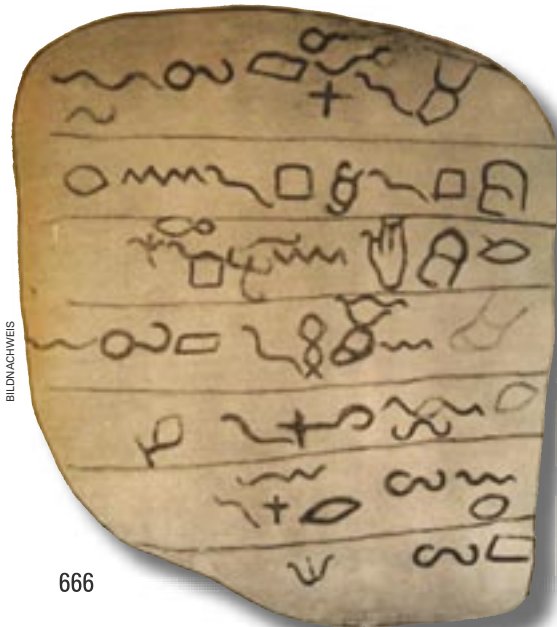
zen. Schließlich waren sie keine spontane Erfindung, sondern haben einen langen Entwicklungsprozess durchlaufen.

Unser ABC begann seine Reise durch Zeit und Raum vor rund dreieinhalb Jahrtausenden in Ägypten. Dort schufen Semiten in Anlehnung an die Hieroglyphen die so genannten altsinaitischen Buchstabenformen. Aus dieser archaischen, noch sehr bildhaften Schrift entwickelte sich zunächst das phönizische Alphabet. Von den levantinischen Händlern und Seefahrern nach Griechenland exportiert, gelangte es in jeweils modifizierter Form dann zu den Etruskern, den Römern und schließlich zu uns.

Den unablässigen Wandel, dem die Gestalt der Buchstaben auf dieser Reise

unterlag, können die Sprachwissenschaftler schon seit langem sehr genau nachzeichnen. Schwerer tun sie sich jedoch damit, die Gründe dafür zu verstehen. Zwar ist das allgemeine Streben nach Vereinfachung und Abstraktion der Schriftzeichen deutlich zu erkennen, aber vieles an den Veränderungen erschien den Linguisten bisher als Ergebnis bloßen Zufalls.

Zweifellos war an der Entwicklung unserer Schrift immer wieder der Zufall beteiligt – aber eher in der Weise, in der er auch die biologische Evolution beeinflusst hat: Er schuf Varianten, deren Tauglichkeit sich in den Anforderungen des Alltags erweisen musste. In Wahrheit stecken hinter den Gestaltänderungen



der Buchstaben wie der Lebewesen letztlich Anpassungen an äußere Gegebenheiten – im Falle der Schrift etwa an verschiedene Schreibmaterialien. Dabei wirkten Selektionskriterien, welche die Fortentwicklung steuerten, insbesondere die Bedingungen der Schreibmotorik und der Vorteil schneller, eindeutiger Erkennbarkeit durch unser visuelles System. Sie haben die Buchstabenformen seit der Bronzezeit stetig modifiziert, vereinfacht, prägnanter gestaltet und dabei Schritt für Schritt optimiert.

Eine große Rolle spielte dabei, wie ich festgestellt habe und hier aufzeigen möchte, eine von den Phöniziern eingeführte Strukturierung eines Großteils der Schriftzeichen, die ich als Hasta+Coda-Struktur bezeichne. Im Zusammenspiel mit Symmetrieeigenschaften liefert sie einige einfache Grundprinzipien, mit denen sich die Formentwicklung der lateinischen Buchstaben erstmals nicht nur empirisch adäquat erfassen, sondern auch theoretisch erklären lässt.

Die semitische Basis unseres Alphabets

Kehren wir also noch einmal zum Ursprung unseres Alphabets zurück. Um 1500 v. Chr. gab es auf der Halbinsel Sinai, die zum ägyptischen Herrschaftsbereich gehörte, semitische »Gastarbeiter«. Vermutlich in Kenntnis der hieroglyphischen Symbole Ägyptens erfanden diese eine rein alphabetische Schrift, bei der ein Zeichen jeweils nur einen bestimmten Laut repräsentierte. Die Hieroglyphen dagegen waren eine Mischung aus Wort- und Konsonantenschrift, in der manche Symbole für einen Mitlaut, andere dagegen für ein komplettes Wort standen.

Die Buchstaben des Alphabets, das die Semiten auf der Sinai-Halbinsel schufen, umfassten ebenfalls nur die Konsonanten des von ihnen Erfindern

◀ Vor etwa 3500 Jahren entstand diese altsinaitische Inschrift (rechts). Die noch bildhaft wirkenden Zeichen ähneln teils ägyptischen Hieroglyphen, repräsentieren aber – anders als diese – nur Einzellaute. Diverse Rekonstruktionen des Textes wurden versucht (rechts ein Beispiel). Er ist jedoch zu bruchstückhaft und schlecht erhalten, als dass sich eine verlässliche Übersetzung geben ließe.



▲ Dieser älteste gut entzifferbare semitische Text stammt aus dem zehnten Jahrhundert vor Christus und ist ein Bauernkalender, der für jeden Monat die zu verrichtenden Feldarbeiten angibt.

gesprochenen Dialekts – ungefähr so, wie wenn wir statt »Buchstabe« einfach »Bchstb« schreiben würden. Eine solche Schrift war der Struktur des Semitischen angemessen und ist auch heute noch im Hebräischen und Arabischen gebräuchlich. Die ersten der in Stein gehauenen Texte dieser Art enthalten Götteranrufungen und Weiheäußerungen.

Die altsinaitischen Buchstabenformen waren noch sehr bildhaft: Ein Rinderkopf symbolisierte zum Beispiel den semitischen glottalen Knacklaut /ʔ/, der auch im Deutschen bei anlautenden Vokalen auftritt. Eine Schlange stand dagegen für /n/, ein Hausgrundriss für /b/ und so weiter. (Zwischen Schrägstrichen notieren Sprachwissenschaftler die Lauttypen einer Sprache, die so genannten Phoneme.)

Der Buchstabe repräsentierte dabei den Anlaut des semitischen Wortes für das dargestellte Objekt. Ein Rinderkopf ʔ für »Rind«, das auf semitisch ʔalep heißt, stand also für den initialen Knacklaut dieses Wortes /ʔ/. Analog leitete sich /b/ von bet für »Haus« ab. Die Buchstaben kap (»Hand«) für /k/ und mem (»Wasser«) für /m/ erscheinen in der bildhaften Ursprungsphase der altsinaitischen Schrift als 𐤀 und 𐤁. Das erste Zeichen stellt eine menschliche Hand mit weggedrehtem Daumen dar. Das Wasser wird durch eine gekräuselte Wasseroberfläche veranschaulicht.

Nach dem Motto »Alles ist eine Sache der Routine« vereinfachten die semitischen Schreiber mit wachsender Schreibpraxis in den Jahrhunderten bis etwa 1100 v. Chr. das Formeninventar ▶

ihres frühen Alphabets. Sie wollten die Buchstaben mit Griffel oder Rohrfeder flüssiger schreiben und gestalteten sie im Vergleich mit den frühen bildhaften Zeichen deshalb abstrakter und einfacher. Die Symbole wurden dadurch zugleich eindeutiger und einprägsamer. Allerdings verloren sie zunehmend die Ähnlichkeit mit dem Bild, die zunächst als Gedächtnisstütze gedient hatte.

Im Zuge dieses Abschleifens wurde zum Beispiel ω *kap* zunächst zu ψ vereinfacht, verlor also eine der vier gabelförmigen Spitzen. Als die Phönizier schließlich vor etwa 3000 Jahren das semitische Alphabet übernahmen und fortentwickelten, gingen sie noch einen erheblichen Schritt weiter: Sie gaben dem Buchstaben *kap* die Form \aleph .

Wie lässt sich diese Verwandlung erklären? Zwar wurden die semitischen Schriften von rechts nach links gelesen und – was die Abfolge der Buchstaben angeht – auch so geschrieben. Beim Zeichnen der Buchstaben selbst aber – etwa der drei Striche von ψ – bewegten die semitischen Schreiber die Hand sehr wahrscheinlich von links nach rechts.

Erfindung des finalen Abstrichs

Man kann sich nun leicht vorstellen, wie sich dabei der dritte Strich im Schwung der Handmotorik als finaler Abstrich nach unten verlängerte. Die Phönizier perfektionierten diese Neuerung, indem sie die ersten beiden Striche von ψ zu einem Winkel verbanden, den sie nach links drehten. Damit setzte sich der

Buchstabe nun aus zwei Elementen zusammen, die sich flott schreiben ließen: einem kurzen Haken \succ und einem finalen Abstrich $|$, der die Winkelspitzen berührt – wodurch sich \aleph ergibt.

Diese Zweiteilung lässt sich bei etwa der Hälfte der 22 phönizischen Buchstaben beobachten. Ich habe den beiden Strukturelementen deshalb eigene Bezeichnungen gegeben. Das erste, linke Element nenne ich Coda (italienisch »Schwanz«, aus lateinisch *cauda*), das zweite, rechte dagegen Hasta (lateinisch »Stange, Speer«). Als finaler Abstrich gleicht die Hasta nämlich einer senkrechten »Stange«. Die Coda wiederum bildet von der Leserichtung her, die von rechts nach links geht, den »Schwanz« – auch wenn sie beim Schreiben des Buchstabens natürlich zuerst kommt.

Mit dieser Zweiteilung lässt sich auch zwanglos erklären, wie sich *mem* \sim (»Wasser«) und *nun* \sim (»Schlange«) zu den Formen \aleph und \aleph weiterentwickelten. Man erkennt klar, dass die beiden Zeichen – wiederum auf Grund der Schreibmotorik – gleichfalls einen senkrechten finalen Abstrich erhielten.

Bei *waw* \aleph (»Keule«) und *rosch* \aleph (»Kopf«) ist die Hasta+Coda-Struktur sogar schon in den frühesten bildhaften Formen der Buchstaben angelegt. Das erstgenannte Zeichen entwickelte sich über \aleph zu der einzügig geschriebenen Form \aleph , bei welcher der Codabogen links oben an der Hasta sitzt. Analog wurde *rosch* \aleph zu \aleph vereinfacht. Aus Hinterkopf- und Nackenlinie entstand dabei der finale Abstrich, an dem links oben das zu einem Winkel stilisierte Gesichtsprofil als Coda sitzt.

Die Hasta+Coda-Struktur speist sich also aus zwei Quellen. Zum einen lässt der Schreibschwung einen mehr oder weniger vertikalen Abstrich entstehen. Zum anderen geht die Linienführung, die schon den frühesten bildhaften Zeichen innewohnt, durch schreibmotorische Vereinfachung oft wie von selbst in eine Hasta+Coda-Struktur über.

Die Buchstaben erhalten auf diese Weise zugleich eine Richtung: Sie wer-

Auf der – teilweise restaurierten – Mesha-Stele, die um 840 v. Chr. entstand, erscheinen die semitischen Schriftzeichen, die nur für Konsonanten stehen, schon stark vereinfacht und abstrahiert.

den zu Vektoren, die nach links weisen. Damit unterstützen sie die linksläufige Lese- und Schreibrichtung (was die Reihenfolge der Buchstaben angeht). Das Resultat ist eine hohe Gleichförmigkeit sowohl beim Niederschreiben der Texte als auch beim Wahrnehmen und Dekodieren der Buchstaben, die der Leser ja damals von rechts nach links verarbeitete. Dadurch ging einerseits das Schreiben flüssiger von der Hand, während andererseits auch das Erkennen und Verstehen leichter fiel – ein doppelter Vorteil, der mit dem Übergang zum phönizischen Alphabet verbunden war.

Übernahme des phönizischen Alphabets durch die Griechen

» \aleph Alep«, sagt der Phönizier langsam und hält seinem griechischen Schüler im Schein eines flackernden Öllämpchens ein Täfelchen mit dem Buchstaben \aleph vor die Nase. So fährt er fort, Täfelchen für Täfelchen, bis er das ganze phönizische ABC durchhat: \aleph – » \aleph alep«, \aleph – »bet«, \aleph – »he«, \aleph – »waw«, \aleph – »yod«, \circ – » \aleph ayin« und so weiter. Die Szene ist nicht verbürgt, aber so ähnlich könnte sich die Weitergabe des Alphabets von einem Phönizier an einen lernbegierigen Griechen abgespielt haben. Der Zeitpunkt der Übernahme wird heute auf etwa 800 v. Chr. datiert.

Für den armen griechischen Schüler stellte sich ein Problem: Einige Anfangslaute der phönizischen Buchstabennamen hörten sich für ihn sehr fremdartig an und hatten vor allem keine Entsprechung in seiner indoeuropäischen Sprache. Doch er fand schnell eine Lösung: Er nahm stattdessen verwandt klingende Laute, die ihm vertraut waren (Bild unten rechts). So ersetzte er etwa bei \aleph das glottale \aleph , das in seiner Muttersprache nicht existierte, durch das ihm lautlich ähnlich erscheinende \aleph . Das hatte den angenehmen Nebeneffekt, dass die so umgedeuteten Buchstaben die griechischen Vokale repräsentieren konnten; denn auch die semitischen Phönizier schrieben nur die Konsonanten. Damit verfügten die Griechen nun über ein Alphabet, mit dem sie die meisten Laute ihrer Sprache einigermaßen genau schriftlich abbilden konnten.

Die frühesten griechischen Inschriften zeigen praktisch noch dieselben Buchstabenformen wie die ungefähr zeitgleichen phönizischen. Die ersten größeren Veränderungen betrafen die Buch-

Um 1000 v. Chr. übernahmen die Phönizier das semitische Alphabet in abgewandelter Form. Mit Ausnahme der Laute /d/ und /p/ ist die Beziehung zu den altsinaïtischen Buchstaben klar erkennbar. Die Hälfte der Zeichen enthält am Ende einen mehr oder weniger senkrechten Abstrich.

staben *alpha*, *beta*, *delta* und *iota*. So wandelte sich das \aleph zunächst zu \aleph – das Maul des Rindes weist also nicht mehr nach links unten, sondern nach rechts oben. Durch eine weitere Drehung gegen den Uhrzeigersinn wurde es dann so zu sagen auf die Füße gestellt: \aleph . Damit passte es sich zugleich optimal an die Hasta+Coda-Struktur an.

Durch horizontale Spiegelung des phönizischen \aleph ergab sich \aleph , manchmal auch schon mit zwei Halbbögen als \aleph geschrieben. Man beachte, dass die Hasta+Coda-Struktur dabei gewahrt blieb. Das phönizische *dalet* \aleph erscheint als *delta* in drei Varianten: \aleph , \aleph und \aleph . Die ersten beiden zeigen wiederum die typische Hasta+Coda-Struktur, die zweite – mit Rundung zur Beschleunigung des Schreibens – begegnet uns schließlich als kanonische Form im römischen Alphabet (wo sie im Zuge der Umstellung auf die rechtsläufige Schreibweise gespiegelt wird). Die dritte, axialsymmetrische Variante entspricht der klassischen und modernen griechischen Delta-Form. Das hakenförmig gebogene *iota* wurde sehr früh durch einen einfachen vertikalen Strich \aleph ersetzt, was einer Hasta ohne Coda entspricht.

Auch in einem anderen Punkt wichen die Griechen von ihren phönizischen Lehrmeistern ab: Sie hielten sich nicht mehr strikt an die linksläufige Schreib- und Leserichtung. So sind frühe griechische Texte teilweise schon rechtsläufig. Noch interessanter erscheint eine

/ Lautwert /	altsinaïtisch	phönizisch
/ \aleph /		
/b/		
/g/		
/d/		
/h/		
/w/		
/z/(d)		
/h/		
/y/		
/k/		
/l/		
/m/		
/n/		
/c/		
/p/		
/s/		
/q/		
/r/		
/š/(t)		
/t/		

Etwa 800 v. Chr. adaptierten die Griechen das phönizische Alphabet. Dabei deuteten sie Konsonanten, die es in ihrer eigenen Sprache nicht gab, in Vokale um.

\aleph	\aleph Alep	/ \aleph / (ein glottaler Knacklaut)	→	\aleph	Alpha	/a/
\aleph	he	/h/	→	\aleph	epsilon	/e/
\aleph	waw	/w/ (ein bilabialer u-Laut)	→	\aleph	upsilon	/u/
\aleph	yod	/i/	→	\aleph	iota	/i/
\circ	ayin	/ \aleph / (ein stimmhafter Rachenlaut)	→	\circ	omikron	/o/

▷ Mischform, bei der die Schreibrichtung von Zeile zu Zeile wechselt. Die Griechen prägten dafür die anschauliche Bezeichnung *boustrophedon*, also »wie der Ochse pflügt«. Im diesem Fall muss das Auge am Zeilenende nicht zum Anfang der nächsten Zeile springen, sondern kann einfach »rückwärts« weiter lesen.

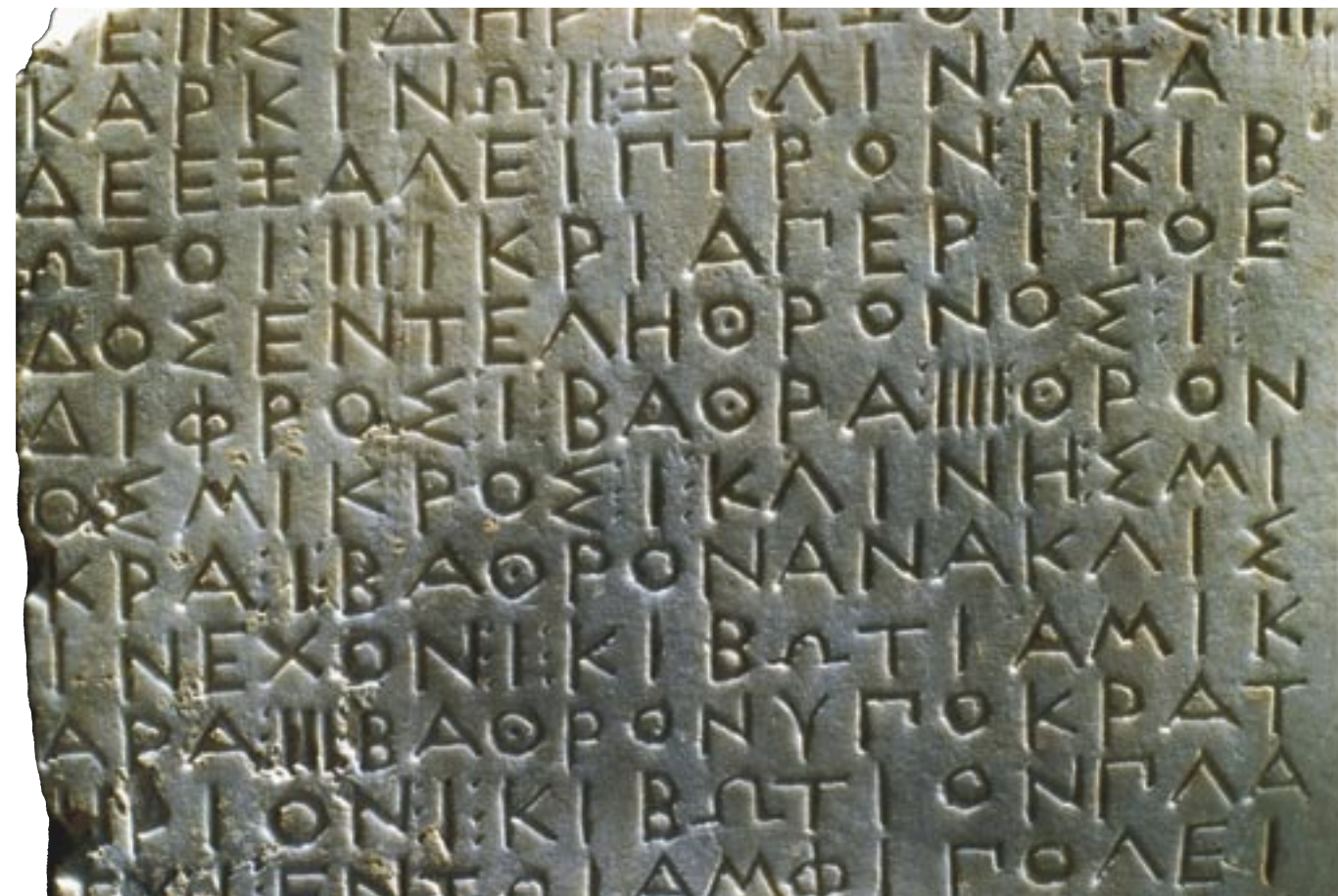
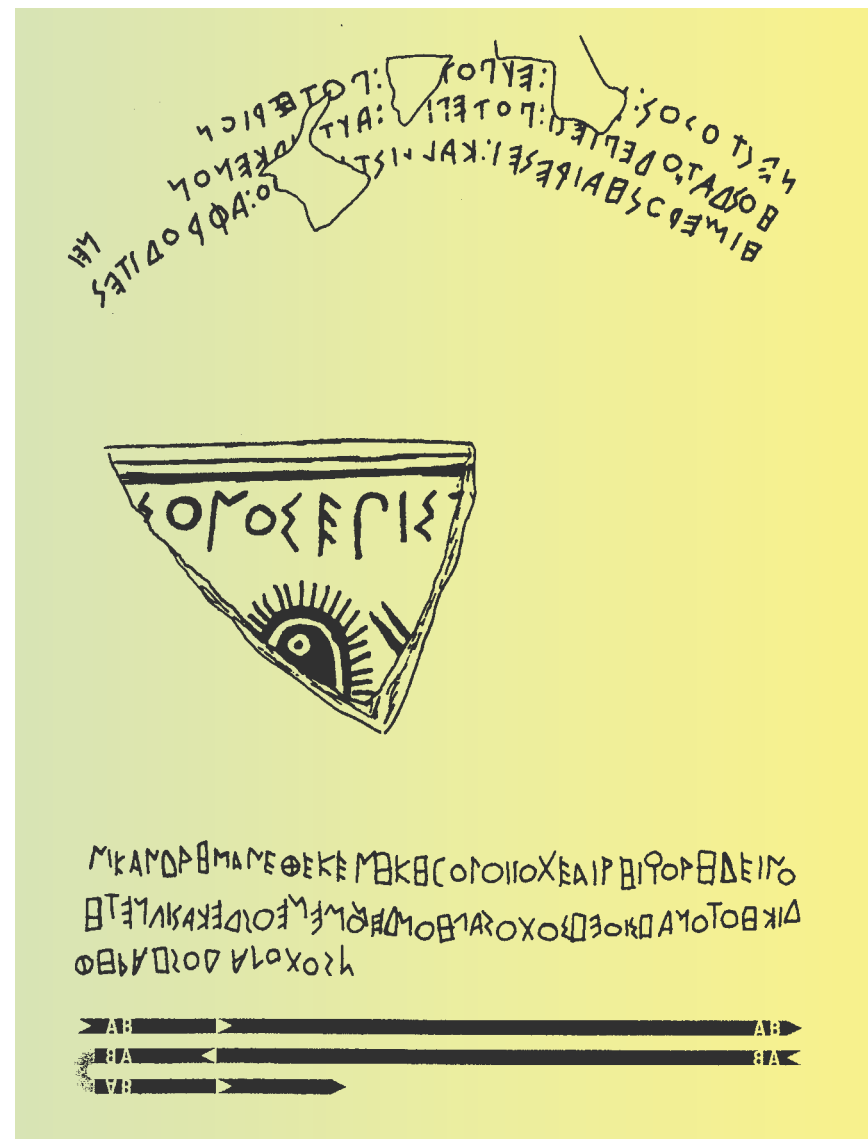
Dabei fällt auf, dass die Buchstaben mit Hasta+Coda-Struktur in ihrer Orientierung immer der jeweiligen Schreibrichtung folgen: Die Coda »blickt« gewissermaßen stets »nach vorn«. Offenbar betrachteten die altgriechischen Schreiber und Leser die Schriftzeichen also nicht als eine beliebige Kombination von Linienzügen, sondern als gerichtete Symbole. Dies belegt, wie tief die Hasta+Coda-Struktur bereits in ihrem Denken verankert war.

Da die Buchstaben stets in Leserichtung zeigten, kehrte sich ihre Orientie-



ung bei *boustrophedon*-Texten von einer Zeile zur nächsten um: Jede zweite Zeile erschien gewissermaßen in Spiegelschrift. So folgerichtig das war, verlangte es vom Schreiber und Leser jedoch eine erhebliche gedankliche Leistung: Beide mussten ihr neuronales Programm zur Produktion und Erkennung der Texte von Zeile zu Zeile jeweils völlig umstellen. Buchstaben mit einer vertikalen Symmetrieachse waren da ein Segen; denn sie blieben sich gleich. Dazu zählten anfangs allerdings nur einige wenige, nämlich H zeta, später schreibmotorisch zu Z vereinfacht, Θ (h)eta, aus dem schließlich H wurde, ο theta, ο omikron, ι tau und die von den Griechen selbst erfundenen Zusatzbuchstaben Φ phi, Χ chi, Ψ psi und Ω omega. Ungefähr im 6. vorchristlichen Jahrhundert wurden dann auch die Formen von Α, Δ, Ν und Υ symmetrisiert. Der Grund dafür liegt auf der Hand: Die Axialsymmetrie sollte das Erkennen der Buchstaben bei wechselnden Schreibrichtungen erleichtern.

◀ Anders als die Phönizier, die strikt von rechts nach links schrieben, handhabten die frühen Griechen die Schreibrichtung variabel. So gab es neben linksläufigen Texten (oben) auch rechtsläufige (Mitte) sowie solche, in denen die Schreibrichtung von Zeile zu Zeile wechselte (unten). Die anschauliche Bezeichnung dafür lautet *boustrophedon*, »wie der Ochse pflügt«.



▲ Spätestens im vierten vorchristlichen Jahrhundert hatte sich in Griechenland die rechtsläufige Schreibweise durchgesetzt. Das dokumentiert unter anderem diese Tempelinventar-Inschrift von etwa 410 v. Chr.

Spätestens im 4. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung setzte sich im griechischen Raum schließlich die rechtsläufige (dextrograde) Schreibart durch. In gewissem Maße blieb auch dabei das Hasta+Coda-Prinzip erhalten. Die Hasta mutierte einfach vom finalen zum initialen Abstrich. Damit veränderte sich allerdings ihre schreibmotorische Funktion: Sie war nicht mehr Ausdruck der überschießenden Bewegungsenergie am Ende des Buchstabens sondern des Schwungs, mit dem der Schreiber ein Zeichen begann.

Möglicherweise trat diese Rolle aber auch in den Hintergrund gegenüber der zweiten Funktion des Hasta+Coda-Prinzips: die Buchstaben in Leserichtung zu orientieren und so das Erkennen durch das visuelle System zu erleichtern. Jedenfalls beeinflusste dieses Prinzip, wie sich zeigt, auch die späteren Veränderungen der Buchstabenformen im griechischen und lateinischen Alphabet – möglicher-

weise als unbewusst beachtetes Regulativ. Das unterstreicht, dass es sich nicht etwa um ein zufälliges Gestaltmerkmal der phönizischen Schrift handelt, sondern um eine tief in neuronalen Prozessen verwurzelte Schreib- und Lesehilfe.

Ehrlicherweise sei allerdings erwähnt, dass das Hasta+Coda-Prinzip bei der innersemitischen Weiterentwicklung der altsinaitischen Schrift zum Hebräischen und Arabischen keine Rolle spielte. Über die Gründe dafür lässt sich bisher nur spekulieren.

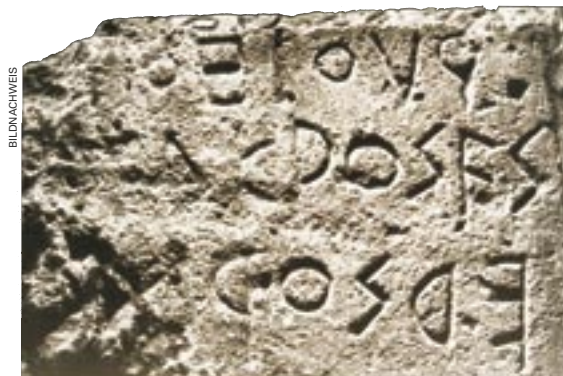
Erste Ansätze einer Schreibschrift

Generell ist auch zu bedenken, dass schreibmotorische Faktoren nur dann zum Tragen kommen konnten, wenn ein Text wirklich mit einem Griffel, einer Feder oder einem anderen Werkzeug von Hand auf eine Unterlage geschrieben wurde. Bei gemeißelten Inschriften dagegen wirkten sie sich naturgemäß nicht unmittelbar aus. Allerdings wurden auch hier die Ergebnisse schreibmotorischer Modifikationen oft übernommen. Aus-

▶ In der frühlateinischen *lapis-niger*-Inschrift von etwa 600 v. Chr. wechselt auch noch die Schreibrichtung nach *boustrophedon*-Art.

gangspunkt für Veränderungen der Buchstabenform war allerdings meist die Schreibschrift. Bis zu den frühen Griechen stimmte diese mit der monumentalen »Blockschrift« überein. Doch bei der weiteren Wanderung des Alphabets nach Westen begann sich das zu ändern.

Vom griechischen Mutterland gelangte das ABC noch im 8. vorchristlichen Jahrhundert in die griechischen Kolonien in Unteritalien. Von dort übernahmen es die Etrusker und die Römer – mit jeweils geringen Veränderungen. Einen Eindruck von archaischen römischen Buchstabenformen auf Monumenten vermittelt die so genannte *lapis-niger*-Inschrift aus der Zeit um 600 v. Chr. – übrigens noch nach *boustrophedon*-Art mit alternierender Schreibrichtung. ▷



▷ Daneben muss sich allerdings zunehmend eine Alltagsschrift entwickelt haben, die für die Thematik dieses Artikels wesentlich interessanter ist. Zeugnisse dafür haben sich jedoch zunächst nicht erhalten. Sie finden sich erst ab dem dritten vorchristlichen Jahrhundert. Ein besonders schönes Beispiel stammt aus dem 1. Jahrhundert (Kasten unten). Es ist ein Brief, der mit einer Rohrfeder auf Papyrus, dem meistverwendeten Beschreibmaterial in der Antike, geschrieben wurde.

Die einzelnen Buchstaben erscheinen darin zwar immer noch voneinander abgesetzt, aber man erkennt bereits typische Merkmale unserer heutigen Schreibschrift. Das gilt vor allem für erste Ansätze von Ober- und Unterlängen. Der Unterschied zu etwa gleichzeitig entstandenen Inschriften, die nach einer Vorzeichnung in Stein gehauen wurden, ist augenfällig. Dort füllen die Buchstaben alle exakt den Raum zwischen einer oberen und unteren Begrenzungslinie. In

dem Brief dagegen durchbrechen bestimmte Schriftzeichen dieses klassische Zweiliniensystem nach oben und/oder unten. Besonders gut ist das bei Buchstaben wie *d*, *f*, *β*, *ϕ*, *ϰ* und *Ϸ* (= *r*) zu erkennen.

Noch wesentlich deutlicher werden diese Überschreitungen und ihre Ursachen im ersten nachchristlichen Jahrhundert. Ausgrabungen der römischen Provinzstädte Pompeji und Herculaneum, die der Vesuv bei seinem Ausbruch im Jahre 79 verschüttet hatte, förderten Hunderte von Inschriften zutage, die für die Rekonstruktion schreibmotorisch bedingter Veränderungen des Alphabets eine reiche Ausbeute liefern. Ihr Inhalt ist meist alltäglich: Die Schreiber »verewigten« sich mittels Griffel, Pinsel oder Feder auf mineralischen oder Holzoberflächen; der Schreibstil bewegt sich zwischen sorgfältig bis schwungvoll oder nachlässig.

Auf den ersten Blick weisen die Buchstabenformen eine beträchtliche

Variationsbreite auf. Beim genaueren Betrachten zeigt sich jedoch, dass die scheinbar regellosen »Ausschweifungen« einzelner Schriftzeichen nach oben und/oder unten letztlich strukturell determiniert sind. Der bestimmende Faktor aber ist abermals das Hasta+Coda-Prinzip.

Zum Beispiel enthält eine recht flüchtig mit Tinte auf Holz geschriebene Schulderklärung (rechts im Kasten unten auf der Seite) sechs Schriftzeichen, welche die gedachten Begrenzungslinien von Mittellängenbuchstaben wie *o*, *n*, und *v* (das damals noch mit dem *u* identisch war) nach oben beziehungsweise unten durchbrechen und sich damit in jenem Vierliniensystem bewegen, das auch für die heutige Schreibschrift gilt. Es handelt sich um *h* (= *h*), *Ϸ* (= *r*), *δ* (= *d*), *λ* (= *b*), *ϕ* (= *s*) und *ϕ*.

Gemeinsam ist diesen Buchstabenformen, dass sie aus einem annähernd vertikalen Abstrich *l*, also einer Hasta, bestehen, an dem jeweils links oder rechts Zusätze – sprich Codae – angebracht sind. So ergeben *l* und *Ϸ* zusammen ein *h*.

Ein entscheidendes Charakteristikum dieser sechs Schriftzeichen besteht nun darin, dass die Codae den Abstrich nicht völlig umschließen oder beidseitig begrenzen – wie dies etwa in der vorletzten Zeile bei *τ* in Sextio (gelb markiert) zutrifft. Die Hasta ist also in mindestens einer Richtung »frei«, und der Schreiber kann sie dorthin ausschweifen lassen – im Falle des *h* zum Beispiel nach oben, beim *Ϸ* oder *ϕ* dagegen nach unten (je nach Position der Coda an der Hasta). Es gilt: Die Codafiguren bleiben grundsätzlich im Feld der Mittellängenbuchstaben, Ober- oder Unterlängen hat nur die Hasta.

Die Entstehung der Kleinbuchstaben

Meiner Überzeugung nach sind diese »pompejianischen Ausschweifungen« die Quelle unserer heutigen, in einem Vierlinienschema gebändigten Kleinbuchstaben (Minuskeln). Bis etwa zum 3. nachchristlichen Jahrhundert kristallisierte sich heraus, welche Zeichen aus dem Variantenpool römischer Alltagsschriften das Kriterium der freien Vertikalhasta erfüllen. Sie sind danach in strengerer Form und in das uns heute vertraute Formeninventar übergegangen: *b*, *d*, *f*, *g*, *h*, *k*, *l*, *p*, *q* (*r*) und *s* (wobei es in der Weiterentwicklung seit karolingischer Zeit

Die karolingische Minuskelschrift – hier eine Seite des *Liber Viventium Fabariensis* (Verbrüderungsbuch der Abtei Pfäfers) aus dem 9. Jahrhundert vom Stiftsarchiv in St. Gallen – konventionalisierte die Ober- und Unterlängen der spätrömischen Schreibschrift und war der unmittelbare Vorläufer unserer heutigen Kleinbuchstaben.

noch Modifikationen gab, die zu erklären hier zu weit führen würde). Alle übrigen Buchstaben verblieben im Mittellängenfeld des Vierlinienschemas. In ihm herrscht folglich die größte optische Informationsdichte – befinden sich dort doch auch grundsätzlich die Codafiguren der Buchstaben mit Ober- und Unterlängen.

Die Gleichförmigkeit in diesem Bereich würde dem visuellen System die Dekodierung schwer machen: Es hätte keine markanten Punkte, an denen es sich schnell orientieren könnte. Die Ober- und Unterlängen liefern nun genau diese Hilfsmittel. Sie geben den Wörtern eine charakteristische Kontur und machen sie dadurch lesepsychologisch schnell verarbeitbar.

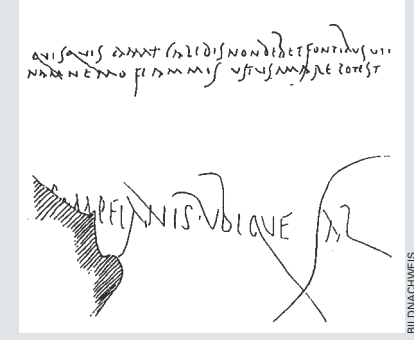
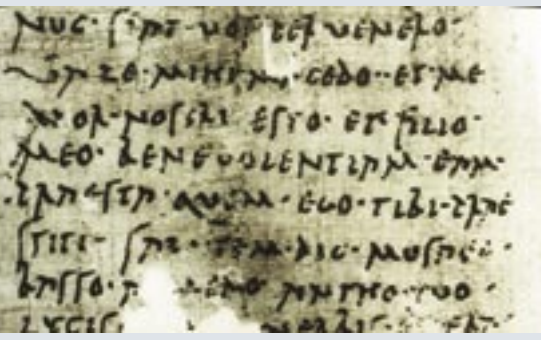
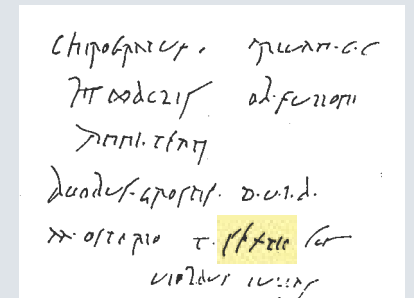
Somit haben wir es letztlich dem Schreibschwung der Phönizier zu verdanken, dass wir heute über ein Alphabet verfügen, das unserem Wahrnehmungssystem die Arbeit erleichtert. Indem die damaligen Schreiber den Abstrich als finales Element zahlreicher Buchstaben erfanden, führten sie ein Strukturprinzip ein, das uns heute noch zu Gute kommt – nicht zuletzt auch den Lesern dieser Zeitschrift.

Ob unsere Schrift auf ihrer Reise durch die Zeit wirklich das Optimum erreicht hat, was Schreibbewegung und Lesbarkeit angeht, bleibt offen. Ohnehin ist heute längst die Tastatur an die Stelle des Stifts getreten. Außerdem unterbindet unsere global vernetzte Welt aus Staaten, in denen die Kultusbürokratie auch alle Belange der Schrift regelt, jede natürliche Weiterentwicklung. Nur noch bei den Feinheiten der professionellen Schriftschnitte (wie Times oder Helvetica), welche die grundsätzliche Form der Buchstaben aber nicht mehr antasten, gibt es noch Variationen sowie Untersuchungen darüber, wie sie die Lesbarkeit beeinflussen. Aber das ist eine andere Geschichte. ◀



Ausschweifende Buchstaben

Neben der Blockschrift (Capitalis) bei in Stein gemeißelten Monumenten – hier ein Ausschnitt der Castra-Regina-Inschrift vom Osttor des Regensburger Römerlagers (links oben) – entwickelte sich bei Texten, die mit Feder und Tinte auf Papyrus geschrieben wurden, allmählich eine flüssigere Schreibschrift. Ein frühes Beispiel ist ein Brief aus dem ersten vorchristlichen Jahrhundert (links unten). Darin lassen sich bereits Ansätze von Ober- und Unterlängen erkennen. Noch deutlicher treten sie bei Texten in Erscheinung, die im ersten nachchristlichen Jahrhundert auf Holztafeln oder Hauswände in Pompeji geschrieben wurden.



Herbert E. Brekle ist emeritierter Professor für Allgemeine Sprachwissenschaft an der Universität Regensburg. Er hat nach seiner Ausbildung zum Schriftsetzer an der Universität Tübingen Englische und Romanische Philologie und Philosophie studiert und 1963 promoviert. Zu seinen Forschungsgebieten gehören Semantik, Wortbildungstheorie, Geschichte der Sprachwissenschaft und Schriftmorphologie.

- Von den Hieroglyphen zum Alphabet. Neue Erkenntnisse zur Herkunft unserer Schrift. Von Karl-Theodor Zauzich. Zäberndruck, Mainz 2005
- Die Geschichte der Schrift. Von Andrew Robinson. Verlag Albatros, Düsseldorf 2004
- Wer sprach das erste Wort? Die Entwicklung von Sprache und Schrift. Von Martin Kuckenburg. Verlag Konrad Theiss, Stuttgart 2004
- Die Geschichte der Schrift. Von Harald Haarmann. C. H. Beck, München 2002
- Dynamische (A)Symmetrien: Strukturkonstanten im Entwicklungsprozess unserer Buchstabenformen. Von Herbert E. Brekle, in: Blick in die Wissenschaft, Bd. 8, S. 70-76, 1996
- Die Antiqualinie von ca. -1500 bis ca. +1500: Untersuchungen zur Morphogenese des westlichen Alphabets auf kognitivistischer Basis. Von Herbert E. Brekle. Nodus Publikationen Münster, 1994
- Weblinks zu diesem Thema finden Sie bei www.spektrum.de unter »Inhaltsverzeichnis«.